



Das Tartlauer Wort

HEIMATBOTE DER 9. TARTLAUER NACHBARSCHAFT

10. Jahrgang

Crailsheim, Pfingsten 1991

Nr. 18



*In immer weniger werdende sächsische Häuser
dringt das tägliche Glockengeläute
vom Kirchturm ein!*

„Tuerteln meng, äm Burzelond“

Die Tartlauer Glocken

Eingesandt von Walter Schmidt, Böblingen

In einer packenden und tiefgründigen Art hat Friedrich Schiller in seinem Lied von der Glocke gezeigt, wie die Glocke unser Leben durch Freud und Leid begleitet. Musiker haben aus vielen Glocken unterschiedlicher Größen ein Musik-Instrument entwickelt, „Glockenspiel“ genannt. Maler haben die Glocke in Bildern dargestellt.

Wir älteren erinnern uns noch an die Zeit von 1943/1944, wo unseren Glocken der heilige Dienst verboten war. Sie durften die Nachbarn weder zu den Gottesdiensten rufen, noch bei Taufe, Trauung oder auf dem Weg zum Friedhof begleiten. Unsere Glocken wurden damals in den Dienst des Krieges gestellt. Wie dankbar müssen wir sein, daß jene Zeit nun weit zurück liegt.

Das Wort Glocke kommt aus dem althochdeutschen Clockon und heißt anknöpfen, anschlagen. Der Sinn der Glocke war ursprünglich: VERSTÄRKUNG der GOTT anrufenden menschlichen Stimme. Mit ihrem Mahnen, Rufen, Jubeln und Klagen ist sie Begleiterin des Menschen Daseins geworden. Ausdruck der Gefühle die der einzelne in ihr Tönen hineinlegt, Symbol des Dorffriedens, da sie über alle Laute des Dorfes herrscht. Die Form war zunächst viel einfacher. Es war die Form eines Zylinders oder des Bienenkorbes. Das Glockenmetall, aus dem sie gegossen wurden, ist eine Legierung von 78 bis 80 % Kupfer und 18 bis 20 % Zinn. Für den Klang ist das älteste Material immer noch am besten geeignet: Zinnbronze. Stahlguß ist zwar billiger, aber nicht so wohlklingend. So schwingt das tiefe C einer Zinnbronze-Glocke dreimal länger aus als das einer Stahlglocke.

Ende des 19. Jahrhunderts kamen in unsere Heimat dann die Gußstahlglocken.

Die ersten Glocken in der christlichen Kirche wurden 500 Jahre nach Christus in Nordafrika geläutet. Von dort kam das Glockengeläute nach Italien – Spanien – Frankreich und England. Im 7. Jahrhundert haben schottische Mönche die ersten Glocken über den Rhein nach dem heutigen Deutschland gebracht. Aus den deutschen Ländern wanderten die ehernen Boten auf die Kirchtürme der östlichen Länder.

Einige der größten Glocken der Welt: Die größte Glocke der Welt steht in Moskau. Die „Zar Kolokol“ – der Glockenkaiser – und wiegt 200 t. Man hat sie 1733 für die Kathedrale des Kreml gegossen. Der untere Durchmesser beträgt 6 m und die Höhe 6,5 m. Im Jahre 1737, beim großen Brand des Kreml, stürzte sie herunter. Seither steht sie stumm auf einem mächtigen Granitsockel neben dem Glockenturm. Die „Deutsche Glocke am Rhein“, auf dem Turm des Kölner Domes, 1923 gegossen, wiegt 24,5 t. – Die „Maria Gloriosa“ im Erfurter Dom, 1497 gegossen, wiegt 11,4 t. – Die große Glocke der Kathedrale in Paris im Notre Dame wiegt 12,8 t und wurde 1680 gegossen. Es sei noch die große Glocke auf dem Stephans-Dom in Wien genannt, welche 19,8 t schwer ist. Alle diese Glocken sind nicht nur mächtig, sondern haben auch einen vollen, schönen Klang.

Die Glocken in unserem Tartlau und im Burzenland sind viel kleiner und bescheidener als ihre mächtigen Schwestern auf den hohen Dom-Türmen. Wir wissen es aber alle, wie würdig und schön sie klingen und wir sind mit diesen, unseren Heimatglocken eng verbunden. Das schönste Glockengeläut soll die Gemeinde Neustadt besitzen. Die meisten Glocken hat Weidenbach (5), Bartholomä, Brenndorf, Helsdorf, Neustadt, Tartlau und Zeiden (4). Die Kronstädter Kirchen, Honigberg, Marienburg, Nussbach, Petersberg, Rosenau und Wolkendorf (3).

Die große Glocke im Turm der Schwarzen Kirche wiegt 5,88 t und wurde 1858 gegossen. Auf ihrem Mantel steht das Leitwort von Joh. Honterus: „Wachet und betet“! Darunter: „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit“.

Die TARTLAUER KIRCHE besitzt, wie alle Burzenländer Kirchen, nur einen Turm, der über der Vierung der in der Kreuzungsstelle zwischen Längs- und Querschiff sich erhebt. Der massive achtsseitige Turm ruht auf vier kräftigen Pfeilern, welche aus gehauenen Quadersteinen bestehen und bis zum Kirchengewölbe hin-



aufreichen. Der Turm besteht aus Tuffstein. Zum Turm führt eine Wendeltreppe über 50 Stufen aus der Kirche hinauf. Sie nutzten sich aber im Laufe der Jahrhunderte dermaßen ab, daß das Besteigen des Turmes lebensgefährlich war. 1845 wurde der Treppenaufgang zugemauert. Der Aufgang, eine Holztreppe, wurde nach Außen verlegt. Der Turm hat über dem Gewölbe zwei und unter dem Glockenstuhl vier Fenster. Der Dachstuhl ruht auf eichernen Unterlagen. 1785 wurden die Schindeldächer von Kirche und Turm mit Ziegeln ersetzt. Im Jahre 1788 folgte eine neue Ausbesserung, die dem Turm sein heutiges Aussehen gab. Die unterhalb der Glocken um den Turm laufende mit Brettern verschaltete Holzgalerie, auf der am Weihnachtsabend die Schulknaben ihre Weihnachtslieder sangen und auf welcher der Turmwächter die Runde machte, war baufällig und mußte abgetragen werden. Die Sturm- oder das Warn-Glöcklein wurde 1861 auf die Stirnmauer der Vorburg versetzt.

Tartlau hatte 1768 vier Glocken. Die große Glocke war 20 Zentner schwer und wurde unter Pfarrer Thomas Tartler und Richter Georg Junesch gegossen. Die „Zweite“, welche keine Jahreszahlen trägt, ist mit sechs Schildern verziert, welche Sternbilder versinnbildlichen. Sie stammen vielleicht noch aus der Zeit vor der Reformation. Die „Dritte“, bedeutend kleinere Glocke, ist laut Inschrift 1562 gegossen und trägt den Namen GEORG PAUL, vielleicht den des Stifters. Die „Vierte“ und kleinste Glocke ist ebenfalls unter Pfarrer Thomas Tartler, aber unter Richter Georg Honigberger gegossen. In Abschriften sind Sprüche und Inschriften erhalten, die den Sinn der Glocke im Spiegel der Zeit treffend charakterisieren. Die drei größeren Glocken wurden im Ersten Weltkrieg zertrümmert und für Kriegszwecke verwendet. Erst 1923 erhielt Tartlau drei neue Glocken, die einen harmonvollen E-Moll-Dreiklang bilden. Die Glocken wurden von der Firma F. Schilling u. Söhne in Apolda gegossen. Im Jahre 1963 klang die große Glocke auffällig verändert und nach genauer Untersuchung wurde festgestellt, daß die Glocke einen Riß aufwies. Trotz mehreren Versuchen konnte der Schaden nicht behoben werden und die Glocke wurde, nachdem sie längere Zeit im Vorhof der Kirchenburg und auf dem Pfarrhof stand, verschenkt. Es sollten daraus zwei kleinere Glocken gegossen werden für die neugegründete evangelische Kirchengemeinde VIKTORIA-STADT und noch eine kleine, ärmere Gemeinde.

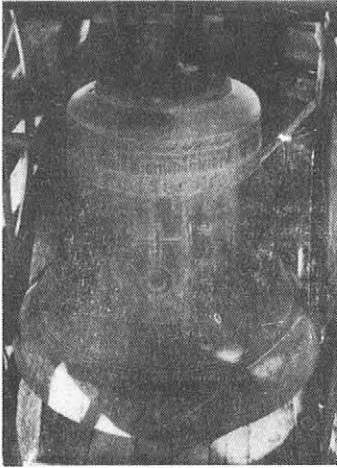
In den Jahren 1963–1969, während der Restaurierung der Kirche und Burg, läutete in Tartlau nur die kleinste Glocke, weil auch der Turm abgetragen worden war. Im Jahre 1969 erhielt Tartlau eine NEUE GROSSE GLOCKE, gespendet vom Lutherischen Weltbund. Am 1. November 1970, anlässlich der Einweihung der restaurierten Kirche, läuteten wieder alle vier Glocken, getreu unserer Väter, die an den Anfang der heute noch geltenden Läuteordnung folgenden Vers setzten:

*Herr die Glocke läutet wieder,
Denk an uns und unsere Brüder,
Die mit uns im Glauben stehen.
Leite uns so lang wir wallen,
Nur nach Deinem Wohlgefallen,
Bis wir in dein Reich eingehn!*

Seit August 1984 werden alle vier Glocken von einer elektrischen Glockenläuteanlage geläutet. Die Anlage kostete ca. DM 14.000,-. Diese wurden zu 80 % aus Spendengeldern der Nachbarschaftsmitglieder und anderen spendenfreudigen Freunden der Tartlauer getragen. Den Rest finanzierte das Diakonische Werk der ev. Kirche in Württemberg e.V.

Vom Kirchturm hat man einen ungehinderten Rundblick auf das unvergleichlich schöne Bild des Burzenländer Oberlandes, auf die Burg und die Dorfanlage.

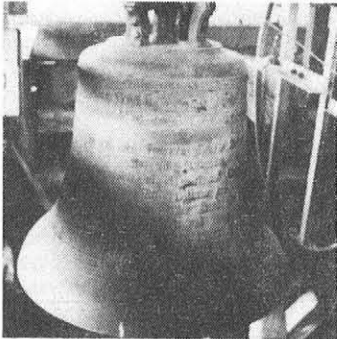
Die Inschriften der vier Glocken:



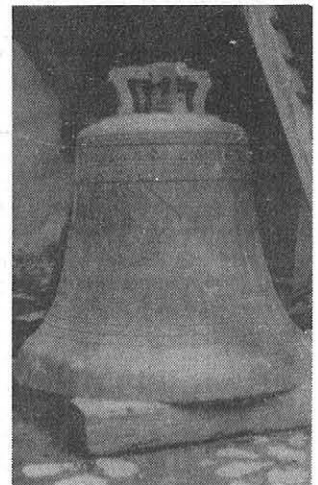
◀ 1. Die große Glocke
 · HERR BLEIBE BEI UNS · GLAUBET IHR NICHT ·
 SO BLEIBET IHR NICHT ·
 Gespendet vom Lutherischen Weltbund anno Domini 1969
 (Tartlauer Wappen)



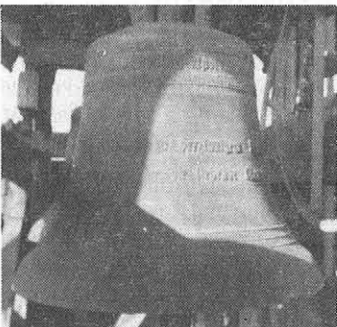
4. Die kleinste Glocke: ▶
 ERGE PAUL — 1562 —



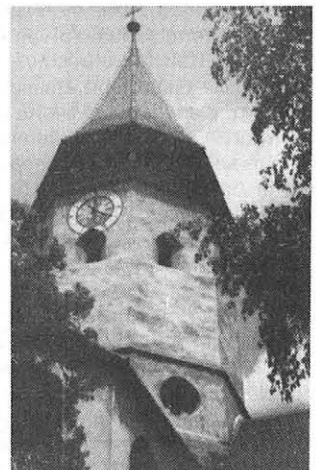
◀ 2. Die mittlere Glocke
 · FRANZ SCHILLING SOEHNE IN APOLDA · DIE LIEBE
 HÖRET NIMMER AUF · Kor. 18,8 · „SIE RUFT DER
 FROMMEN GLAEB'GE SCHAR INS STILLE
 GOTTESHAUS SIE SCHICKT BEI UNGLÜCK UND
 GEFAHR DIE RETTUNGSSTIMME AUS! ES WEHT DES
 CHRISTEN BUND IHR KLANG AM TAUFSSTEIN UND
 ALTAR, GELEITET IHN BEIM LETZTEN GANG AUF
 DUNKLER TOTENBAHR. · 1923 · Tartlauer Wappen ·
 Spender: Frauenverein, Vorschußverein Elektrizitätswerk



5. Die alte große Glocke ▶
 1966 im Vorhof der
 Kirchenburg.



◀ 3. Die kleinere Glocke
 · SCHILLING, APOLDA 1923 · D. KOENIG DER EHREN
 KOMM MIT DEM FRIEDEN · ZUR EINTRACHT ZUR
 HERZINNIGEN VEREINE VERSAMMLE SIE DIE
 LIEBENDE GEMEINDE. EIN DENKMAL
 HERZERHEBENDER OPFERWILLIGKEIT
 DER GEMEINDE



Der Kirchturm: ▶
 Restauriert 1969

*Meine teuren Heimatglocken
 die vergeß ich nie,
 alle auf der ganzen Erde
 klingen nicht, wie sie!*

*Alles, was mir Heimat schenkt
 liegt in ihrem Klang,
 bringt mir in Erinnerung
 was die Schwalbe sang.*

*Vater, Mutter, darf ich sehen —
 alles, was geschehn.
 Kann ich — wenn die Glocken läuten —
 wieder vor mir sehn!*

*Meine teuren Heimatglocken
 die vergeß ich nie!
 Keine auf der weiten Erde
 klingen so wie sie!*

von: Maria Singer, geb. Leonbacher,
 geb. 2. Februar 1908 am Kirchentag
 (zitiert von Pfarrer Heinz Galter/Neppendorf)

*Allen Nachbarn, Nachbarinnen
 und Lesern des Tartlauer Heimatboten
 „Das Tartlauer Wort“
 gesegnete Pfingsttage.*

Der Vorstand

Warum ziehen die Sachsen noch weg?

Unter dem Titel „De ce mai pleaca Saşii? veröffentlichte die in rumänischer Sprache erscheinende Kreiszeitung „Drum Nou“ Anfang Januar 1991 die im Burzenland durchgeführte Umfrage und stellte folgendes fest.

Im Kreis Kronstadt hat sich heuer, im Vergleich zum Vorjahr, die Zahl der Ausreisenanträge mehr als verdoppelt. Den Schwerpunkt der Aussiedler stellen eindeutig die Sachsen.

Michael Hedwig, ein Musterwirt aus Honigberg bei Kronstadt, der seinesgleichen sucht, sagte uns folgendes: „Bis gestern lebten in diesem Ort 420 Sachsen, heute sind es noch 410. Weitere zehn werden bis Weihnachten und etwa hundert bis Ostern ausreisen. Ich werde nicht fort gehen. Kürzlich war ich in Deutschland, kann mich jedoch in gesundheitlicher Hinsicht nicht anpassen. Meine Frau weint, so oft das Thema Auswanderung angesprochen wird. Wir verurteilen auch diejenigen nicht, die diesen Weg eingeschlagen haben. Eine unserer Töchter ist letzten Juni mit Gatten und Kind von einer Besuchsreise nicht mehr zurückgekehrt. Auch die zweite Tochter beabsichtigt auszureisen und wir werden allein zurückbleiben. Vielleicht ist ihre Entscheidung die richtige. Wie dem auch sei, die Ereignisse im Land, im ersten Jahr nach der Revolution sind nicht dazu angehen, sie zum Verbleib zu überreden. Ein Beispiel hierfür: Mein Schwiegersohn als Elektriker pendelte zu seinem Arbeitsplatz und verdiente fast nichts. Seit einigen Monaten im Dienste der Mercedes-Werke, hat er bereits eine Wohnung. Hier wissen wir nicht, was von heute auf morgen geschieht. Die Dörfer werden zwar nicht mehr abgerissen, dafür verfallen sie. Die Regierung und das Parlament machen den Fehler, das Bodengesetz trotz größter Dringlichkeit zu verzögern, obwohl bekannt ist, daß nur über die Scholle die Speise auf den Tisch kommt. Früher habe ich 15 ha Grund besessen und ich sehe nicht ein, heute als Grundempfänger (impropriarität) angesehen zu werden. Korrekt wäre die Wiederherstellung ehemaligen Grundeigentums. Wir Sachsen hatten viel zu leiden. Während meiner Kindheit lebten im Ort 1400 Seelen. Nach dem Krieg waren es noch 1200. Es folgten Deportationen, Enteignungen, kommunistischer Raub, Verblendung, Enttäuschungen. Die Menschen sind nach wie vor sehr verstört und nach der Lage der Dinge sind die früheren Verhältnisse zu erwarten. Den Menschen wird nicht die Wahrheit gesagt, es wird gelogen, wir fühlen uns weiterhin betrogen, wir leben in Unsicherheit, in Mißtrauen. Sehen Sie, aus diesen Gründen verlassen uns die jungen Menschen. Ein Glück mit der evangelischen Kirche, die uns Verbliebene unter dem Schirm des Glaubens noch zusammenhält.“

Das vielzitierte Argument von Familienzusammenführung zeigt nun seine Kehrseite: Desintegration und totale Entwurzelung von Familie, Geburtsort, Heimat. Der Einfluß von außen muß groß sein, um diese inneren Werte außer Kraft zu setzen! Was kann man tun? Die Sachsen waren ehrbare Menschen, als ausgezeichnete Landwirte, unübertroffene Handwerker und Fachkräfte bekannt. Heute gibt es kaum noch Ingenieure, Lehrer, Ärzte, Wissenschaftler oder sonstige Fachleute, die eine Ausreise nicht ins Auge gefaßt hätten. Durch Beschwören patriotischer Gefühle erreichen wir gar nichts.

Horst Gutsch, seines Zeichens Mathematiklehrer aus Tartlau, möchte mit der ganzen Familie ausreisen. – Was hat Sie gerade jetzt zu diesem Entschluß veranlaßt?

„Ich habe es mir gründlich überlegt. Es ist mir bewußt, wie schwer es für mich und meine Frau sein wird, nach 20jähriger Lehramtstätigkeit nochmals von vorne zu beginnen. Doch die Ungewißheit der nächsten Tage zwingt uns zur Ausreise. Früher waren wir nicht entschlossen, heute hingegen ja. Hier hat sich nichts geändert. Geblieben ist Machtstreben und der Überlebenskampf. Wir schmachten nach Wohlstand, was verständlich ist, aber hier verelenden wir und das ist nicht normal!“

Was kann man ihm darauf antworten? Betrübte reichen wir uns die Hand. Mit Bitternis stelle ich fest, daß mir überzeugende Gegenargumente fehlen. Übrigens, als Folge der Massenauswanderung von Eltern mit Kindern und Jugendlichen, mußten wegen Schülermangels viele deutsche Schulen geschlossen werden. In Brenndorf gibt es keine deutsche Abteilung im Hauptschulbereich, gleichermaßen in Nußbach. Siet letztem Herbst haben auch die umliegenden Ortschaften den deutschsprachigen Unterricht eingestellt. Die wenigen sächsischen Schüler werden mit Kleinbussen, die vom Deutschen Forum bereitgestellt werden, täglich nach Petersberg geführt, wo deutschsprachige Klassen eingerichtet sind. Dank der Hilfe aus

der Bundesrepublik Deutschland konnte die Schülerbeförderung, als auch weitere Ausstattungen gewährleistet werden. Das Hauptproblem bleibt der Mangel an Fachpersonal.

Die junge Hilfslehrerin Dagmar Foof bekundet: „Wenn ich keine Schüler mehr zu unterrichten habe, werde auch ich gehen. Wir wissen, daß unser Platz hier wäre, aber wenn ein ganzes Land keine Anstrengungen unternimmt, der europäischen Völkerfamilie beizutreten, warum sollte man uns Sachsen dieses vorenthalten?“

In Zeiden, der berühmten Stadt der Nelken und der tüchtigen sächsischen Handwerker und gutentlohnten Berufe, ist die Lage nicht anders. Der zweite Bürgermeister Vasile Rotaru und der Gemeindesekretär bestätigen uns, daß in den letzten Monaten über tausend Sachsen – das ist die Hälfte – das Land verlassen haben. Der Presbyteriumsmitglied der evangelischen Kirchengemeinde Zeiden, Herr Arnold Aesch, betreibt eine intensive Überzeugungsarbeit zur Verhinderung der Massenauswanderung der Sachsen. „Vor kurzem bin ich von oben – wie wir zu sagen pflegen – zurückgekehrt. Dort habe ich gesehen wie es den Neuanrücklingen geht. Ich glaube, viele haben überhastet gehandelt. Auch in Deutschland gibt es Probleme und auch arme Menschen. Es fehlen auch dort zwei Millionen Wohnungen. Sie haben Ärger mit den Aussiedlern in den Lagern. Warum sollen wir unsere Häuser und unser Eigentum, wie klein es auch sein mag, aufgeben für eine Hoffnung, die illusorisch sein kann? Wir haben nur eine Mutter und nur ein Land. Unsere Heimat ist hier, was immer andere sagen mögen.“

Dabei lassen wir es bewenden und fragen uns, warum verlassen die Sachsen, Ungarn, Serben ... warum die Rumänen Rumänien?

Dumitru Bujdoiu

(den vollen Wortlaut übersetzte für den Heimatboten Horst Kaiser, Taufkirchen)

Zum 100. Jahrestag der Errichtung der Brenndorfer Zuckerfabrik

Die Errichtung dieser Fabrik hatte seinerzeit eine große Bedeutung für die Heldsdorfer Landwirtschaft und Viehzucht, und natürlich auch des Burzenlandes. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschten in Siebenbürgen mittelalterliche Zustände, wie z. B. Flurzwang und Dreifelderwirtschaft. Dem Wirken des 1845 auf Anregung von Stefan Ludwig Roth gegründeten Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsvereins war es zu verdanken, daß diese mittelalterlichen Zustände beseitigt und der Weg für eine zeitgemäße Landwirtschaft mit landwirtschaftlichen Maschinen usw. freigemacht wurde. Flurzwang und Dreifelderwirtschaft wurden 1874 aufgehoben.

Einen negativen Einfluß (neben den allgemein positiven Auswirkungen) hatte der Anschluß Siebenbürgens an das Eisenbahnnetz, im Burzenland im Jahre 1873. Dadurch konnte billiges Getreide aus der ungarischen Tiefebene nach Siebenbürgen herangeschafft werden, so daß die Burzenländer Bauern auf diesem Gebiete nicht mehr konkurrenzfähig blieben und sich auf andere Landwirtschaftserzeugnisse umstellen mußten. Ein weiteres Hindernis für die Entwicklung der Landwirtschaft bildete die im Laufe der Zeit immer mehr zunehmende Zerstückelung des Grundbesitzes durch die Vererbung.

Nach 35 Jahren

Bauer in Rumänien exhumierte seinen Traktor!

Unerwartete Werte hat ein Bauer in Rumänien der Landwirtschaft seines Landes zugeführt. Wie die Bukarester Tageszeitung „Curierul National“ meldete, exhumierte Calin Florea seinen im Jahr 1955 vergrabenen Lanz-Buldog-Traktor und präsentierte das funktionsfähige Gefährt der Öffentlichkeit.

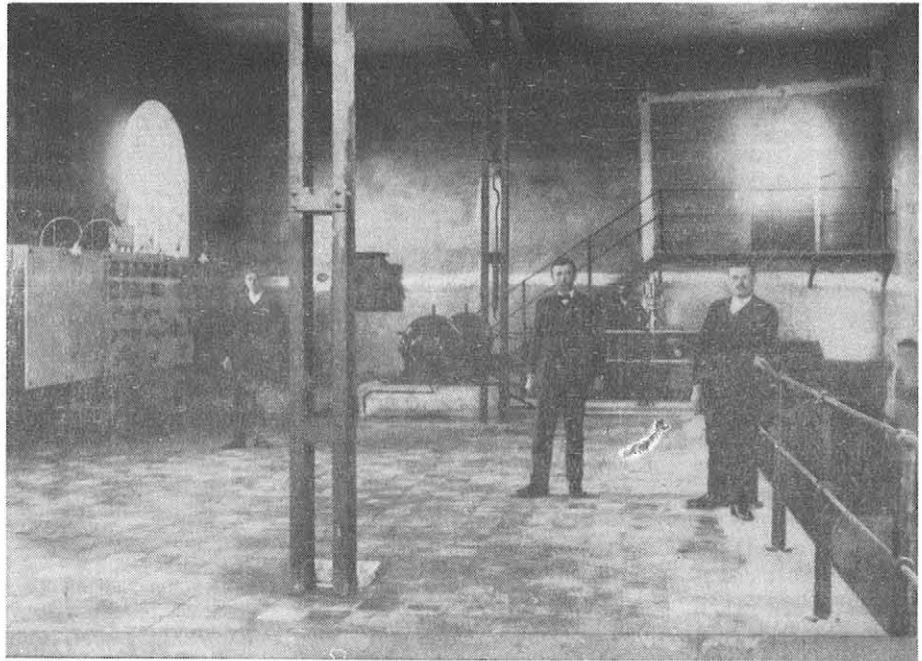
Anlaß der seltsamen Beerdigung vor über 35 Jahren war wie uns allen bekannt und in Erinnerung ist, die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft. Florea war nicht gewillt, den Kommunisten seinen größten Schatz zu überlassen. Also griff er zur Schaufel und vergrub den Lanz-Traktor in seinem Garten. Mißtrauischen kommunistischen Funktionären präsentierte Florea ein paar überflüssige Teile und versicherte ihnen, der Traktor sei verschrottet worden.

tr.

Tartlauer Elektrozentrale (Innenansicht)

Von links nach rechts:
Die Brüder Christian und
Georg Feltes und Nachbar
Kaul, der in der Ecke am
Gässchen zur Zentrale in der
Langgasse gewohnt hat.

Eingesandt von
Emmi Plückhahn, Berlin.



Die vorliegende Aufnahme vom Innern der Tartlauer Elektrozentrale ist mit Sicherheit kurz nach deren Einweihung 1913 entstanden. Die beiden Brüder Christian Feltes (links im Bild) und Georg Feltes (Bildmitte), hatten bei den Installationsarbeiten mitgewirkt. Rechts im Bild steht Hans Kaul (Koleboatscha), der von Anfang an bis in die dreißiger Jahre im Dienst der Zentrale gestanden hat.

Für das Tartlauer E-Werk sind zuverlässige Daten bekannt. Aus dem Buch „Das Sächsische Burzenland einst und jetzt“, im Verlag des Kronstädter Ev. Bezirkskonsistoriums A. B., Kommissionsverlag: Buchhandlung Wilhelm Hiemisch, 1925 erschienen, ist folgendes ersichtlich: „Das Werk wurde von einer AG Tartlauer sächsischer Bürger 1913 in Betrieb gesetzt. Den Betrieb dieses Werkes besorgen eine Turbine und ein Dieselmotor. Hausanschlüsse zählte man Ende 1923: 400 mit 170 Lampen für Privatanschlüsse und 150 Straßenlampen. An Motore für Industriewerke gibt die Zentrale 50 Pferdekraft ab und für gewerbliche Zwecke 34 Pferdekraft.“

An anderer Stelle heißt es, daß eine modern eingerichtete Kunstmühle mit Turbinenkraft arbeitet und im Jahr 1912 von der Elektrizitätskraft AG erbaut worden ist. Es konnten 50 Meterzentner Weizen pro Tag verarbeitet werden. Es handelt sich hierbei um die mittlere der drei damaligen Mühlen.

Wenngleich Tartlau schon zu einem relativ frühen Zeitpunkt ein E-Werk besaß, waren schon Jahre früher im Burzenland mehrere Werke in Betrieb gesetzt worden.

Um die Jahrhundertwende war das Wolkendorfer E-Werk zur Versorgung der Kronstädter Zementfabrik errichtet worden; es versorgte auch die Gemeinde selbst. 1903 folgte Zeiden, 1909 Helsdorf und 1911 Rosenau mit eigenem E-Werk. Rosenau versorgte zudem noch sieben andere Gemeinden mit Elektrizität. Jedenfalls erstaunt es schon, daß Tartlau bereits vor dem Ersten Weltkrieg eigene Stromversorgung hatte. In den Jahren 1943 und danach habe ich in West- und Ostpreußen Orte kennengelernt, die noch an kein E-Werk angeschlossen waren.

Die Publizistin Marion Gräfin Dönhoff berichtet, daß in ihrem Schloß Friedrichstein in Ostpreußen, in dem auch der Kaiser verkehrte, erst Anfang der zwanziger Jahre die zwei ersten elektrischen Lampen installiert worden sind.

Bei der Inbetriebnahme des Tartlauer E-Werkes, das seine Energie aus dem gestauten Mühlbach und dem zweiten Kanal bezog, hat sicher niemand geahnt, daß schon 42 Jahre später alles anders kommen würde. Nach mündlichen Auskünften sind Turbine und Dieselmotor in den siebziger Jahren demontiert und nach Bukarest gebracht worden. Irgendwelche Schalt- und Verteileranlagen befinden sich noch im Gebäude der alten Zentrale; auch sonst wird der Raum noch genutzt. Die Mühle war in bescheidenem Maße noch im vorigen Jahr in Betrieb.

Der Strom für Privatanschlüsse wird heute von Kronstadt über die Hauptzentrale geliefert, der Industriestrom dagegen aus der Bodzau. Schwankungen und zeitweilige Ausfälle werden in Be-

trieben, wie zum Beispiel in der Brutanlage, durch entsprechende Einrichtungen ausgeglichen.

Unter kommunistischer Regie war das Land angetreten auch die entlegensten Orte ans Elektro-Netz anzuschließen. Großmännlich wurden Staudämme und Kraftwerke an der Donau und anderswo gebaut, die funktionierenden kleineren E-Werke dafür aufgegeben.

Die meisten von uns wissen, wo das hingeführt hat: Stromausfälle, unbeleuchtete Straßen, kalte Wohnungen, die Jagd nach Aragas und andere Unzulänglichkeiten waren die ständige Folge.

Bei meinen häufigen Besuchen in den Jahren zwischen 1969 und 1990 brannte oftmals in ganz Tartlau keine einzige Straßenlampe in stockfinsternen Nächten.

Der frühe Fortschritt, den befähigte, arbeitsame sächsische Bürger zum Wohle aller entwickelt hatten, ist gleichsam im Handstreich zum Schaden aller zunichte gemacht worden. Wer heute die Bilder von damals betrachtet und von dem gegenwärtigen nachdrücklichen Werben der rumänischen Regierung um die deutsche Minderheit hört, der weiß, daß unwiederbringlich verloren ist, was einstmal war.

Zum Schluß danke ich noch Treni Gonser für die Literatur, die sie mir zur Verfügung gestellt hat und für mündliche Auskünfte Gerda Bruß (Kröteneck), den Familien Hans und Christian Brenddörfer sowie Peter Feltes.

Emmi Plückhahn, geb. Olesch – Berlin, vormals Tartlau

**ACHTUNG!
JAHRGANG 1942**

**und diejenigen,
die dazu gehören!**

**Unser 1. Treffen
findet am 2./3. Mai 1992
in Böblingen statt.**

EIN FAST VERGESSENER BRIEF

Eingesandt von Werner Schunn

Wenn der Name Michael Rosenauer fällt, denken die älteren Tartlauer gleich an den Bauernsohn (Jahrgang 1902) aus der Göllnergasse, der Anfang der zwanziger Jahre ein Studium in Deutschland begann und Ende der Zwanziger nach Südamerika auswanderte. Über die Beweggründe seines Weggangs gibt er selbst Auskunft.

Dieser Brief ist nicht nur ein Bekenntnis eines Auswanderers zu seiner neuen Wahlheimat, es ist eine der schönsten Reise- und Naturbeschreibungen die ich je gelesen habe, und aus diesem Grund, liebe Leser des „Tartlauer Wort“, will ich Euch diesen Genuß nicht vorenthalten.

Michael Rosenauer schrieb folgenden Brief Anfang des Jahres 1931 an meinen Großvater Emil Wilk.

1.

Caacupeé-mi, den 3. Januar 1931

Sehr geehrter Herr Lehrer!

Daß Ihr einstiger Schüler, der vor Jahrzehnten in Ihrer Klasse, recht unruhig damals schon, hockte, Ihnen einmal aus einem solch fernen, unbekanntem Lande schreiben würde, hätten Sie sicher nie gedacht. Es ist aber Wirklichkeit geworden, ebenso, was der unreife Knabe ersehnte, der Tropenhimmel blaut über mir heute, Palmen wedeln einen leichten Windstoß, nachts leuchtet das Kreuz des Südens und aus den Urwäldern tönen gegenwartsnahe und -ferne Stimmen, wie Rätsel um das lauschende Ohr. Eine bunte, farbenschillernde, ewig grüne exotische Welt hat ihre Arme um mich geschlungen und will einen einlullen, will einem Vergessen ins Hirn träufeln. Vielleicht interessiert Sie, wie unsereiner nach hierher kommt, was für Irr- und Zickzackwege ich wandern und was für Hindernisse ich überwinden mußte, um dies Land zu erreichen, das ich mir schon drüben als Ziel gesteckt hatte. Wahrscheinlich bin ich der Einzige unseres Völkchens, der diese Nicht-Alltagswege ging.

Wie Sie sich wahrscheinlich noch erinnern werden, war ich studienhalber nach Deutschland gegangen, um später mal in Volkswirtschaft, Politik oder ähnlichen – jedenfalls im Dienste des Volkes, das ich liebte wie wenige, tätig zu sein. Ich konnte zu keinem Abschluß kommen, das leidige Geld ging mir aus, ich fragte in der Heimat an maßgebender Stelle an, ob keine Verwendung man für mich hätte. Die Antwort war abschlägig, man hätte ältere Kräfte. Gut, da kam es in mir hoch und ich sagte mir, man braucht meinesgleichen nicht, wozu dann noch an eine Rückkehr denken. Um als Bauer daheim weiter zu schaffen, dazu fehlte mir der Boden unter den Füßen und als Prolet in einer Fabrik wo die Luft fehlte taugte ich nicht. Nicht aus Arbeitsunlust etwa, nein, denn ich habe nachher wie nur einer gearbeitet hat und muß es auch später noch tun, aber ich wollte Einzelner bleiben, nicht Masse werden. Da brach ich in Deutschland, das mir so vieles geboten hat, alle Brücken hinter mir ab und stand eines Herbsttages im Hamburger Hafen, den man mit Recht das Tor der Welt nennt. Ich will Ihnen nicht erzählen von dem Riesentreiben das an dem Arbeitsherd eines Volkes, ja eines Kontinents herrschte, nicht von dem was in mir vorging, als ich die schmucken Schiffe, groß und klein, in alle Meere hinausgehen sah und nicht schildern will ich Ihnen was für Tage ich verbrachte, als ich als blinder Passagier bis Lissabon fuhr, dort abgesetzt wurde, acht Tage in der weißen Zitadelle über dem Tajo hinter Gitterfenstern saß und dann mit dem nächsten Schiff wieder nach Hamburg „gebracht“ wurde. Und warum? Weil ich der Enge der alten Welt entweichen und auf Neuland tätig sein wollte. Unheimliche Tage waren es, voller Zweifel, voller Grübeln; dort ist mir auch der letzte Rest von Glauben an einen milden Gott zerbrochen.

Ich stand dann abermals in Hamburg, fast ohne Mittel, der Hochschüler war zu einem arbeitslosen Ausländer geworden. Durch Zufall lernte ich dann den Oberinspektor der Hamburg-Süd-Linie kennen und der brachte mich dann im Januar als Überarbeiter auf einem Südamerikafahrer unter. Ich war riesig froh, fielen doch damit ein Großteil meiner Sorgen von mir ab. Der vorletzte Tag sah mich im Sachsenwald, an Bismarcks Grab. Herr Lehrer, dort nahm ich Abschied von Deutschland und von allem, was mir die Jugend geboten hatte. Dann kamen 23 Tage voll heißer, schwitzender Arbeit übers Meer, Teller, Schüsseln und dergleichen Zeug habe ich mit noch sechs Matrosen gewaschen, und wie mußte man sich dabei drehen.

Auch jene Tage vergingen, in den knappen Freizeiten und nachts hockte ich am Bug des Schiffes und sah dem Spiel der Wellen zu, sah wie der eisenschärfe Bug die bald grünen, bald blauen, dann wieder farblosen Wasser zerschnitt, sah das Meer in seiner urgewaltigen Schönheit, die bald Friedlichkeit, bald Tücke ist. Abseits stand ich, als beim passieren der Linie die altherkömmliche Äquatortaufe stattfand, zu den Passagieren gehörte ich nicht, das Schiffspersonal sah mich ungern, geschieht es doch selten, daß einer auf meine Art hinüberkommt und stets wird er von den Seeleuten als Eindringling betrachtet. Nun, ich machte mir nicht viel draus, machte meine Arbeit, und so gut wie die anderen zerschlug ich manches Stück, was dann rasch zum Bullauge ins Meer flog. Die „Höheren“ durften ja nichts sehen, sonst gab es Krach.

Eines Tages, ganz früh am Morgen, tauchte fern die Küste des Kontinents auf. Tagelang fuhr an Brasilien entlang, legten in Rio mit seiner wunderbaren Hafengebucht, in Santos, dem Hauptstapelplatz für Kaffee und in noch einigen südlichen Häfen an. Was mag wohl hinter jenen Waldbergen liegen? – so dachte ich immer und konnte kein Auge von dem sich bietenden Anblick wenden. Es folgte Montevideo, eine heiße Großstadt, dann die Fahrt in den mehr wurmähnlichen, lehmfarbenen La Plata Strom und dann stand ich mit meinen Siebensachen am Kai der südamerikanischen Handelsmetropole Buenos-Aires, was so viel heißt wie Stadt der guten Lüfte. Verdammt wenig gute Luft habe ich dort gerochen, sondern recht bald bemerkt, daß dort ein gefährliches Pflaster für den Neuling ist. Drei Tage ging ich suchend herum, ich wollte Arbeit finden und Geld verdienen, denn mein Ziel lag tausend Meilen binnenwärts und in meinem Beutel herrschte vollständige Ebbe.

Aber, sehr geehrter Herr Lehrer, Arbeit suchen, wo Tausende es ebenfalls tun, ist ein schweres Werk, finden kann man doch nichts. In der Stadt, wo täglich etwa 1.000 neue Einwanderer an Land kommen, ist alles überfüllt und was man zum Leben braucht ist sehr teuer. Ich fand einen Arbeitsplatz in der Provinz, in der endlos weiten Pampa, südlich von Buenos-Aires und zwar gleich als sogenannter Hauslehrer. Nicht lange dauerte diese brotlose Kunst, dann wurde ich Autofahrer – ich hatte es in Berlin gelernt – bei einem uralten Wagen. Bei all diesem konnte ich nur wenig Geld verdienen, denn die Unternehmen sind Menschenschinder und zahlen nichts, und wie oft kommt es da vor, daß der Peon (Arbeiter) vielleicht ein ehemaliger Offizier oder Akademiker, seinem Arbeitgeber die Schaufel über den Schädel haut, ob der viehischen Behandlung, und weiter zieht. Am ekelhaftesten sind die Italiener, aber auch Deutsche sind nicht immer deutsch. Ich lernte beide kennen! Am schlimmsten sind aber die Frauen; ich habe xantippische Exemplare gesehen und ihnen schleunigst den Rücken gekehrt.

Und so, Herr Lehrer, zog ich weiter, quer durch Argentinien, bald als Autler, immer dreckig, ölig, unrasiert, bald als Viehtreiber, Landarbeiter, ja sogar als Heizer auf einem der Flußdampfer fuhr ich eine ganze Woche.



Auf einem winzigen, altersschwachen Fischerboot führte mich ein Argentinier über den hochwasserführenden Parana, der etwa 400 m breit war, ich dachte da müßte ich jämmerlich ersaufen, denn der Jammerkahn schaukelte und zog Wasser, und über die Riesenberge der lehmigen Wogenmasse zu schwimmen war unmöglich, mir jedenfalls. Aber wir kamen heil ans andere Ufer und ohne Scheu kann ich es sagen, da rang sich ein Stoßgebet, ich weiß nicht zu welcher Macht, aus meinem Busen und ich machte, daß ich aus der Nähe des gelben Ungeheuers Strom kam.

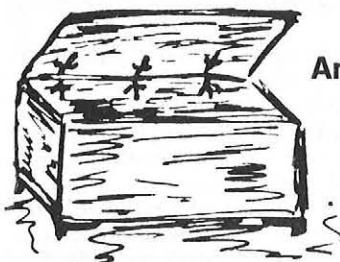
Aus Argentinien, nachdem ich seinen Chaco, eine Provinz, durchquerte und die trostlose Weite jener mehr als 1.000 km nach jeder Himmelsrichtung messende Landschaft kennenlernte, kam ich über die Anden nach Bolivien. Noch etwas vom Chaco: dies ist eine Riesenebene von fast 900.000 Quadratkilometer, die sich Argentinien, Bolivien und Paraguay teilen. Wohin man das Auge auch wendet, nichts weiter gewahrt man als ein endlos weites Grasmeer, kein Hügel, kein Baum, kein Fluß unterbrechen die Monotonie dieser heißen glatten Ebene, die, wie mit der Nivellierwaage in Urzeiten eine Riesenmacht geschaffen hat.

Eine unberührte Wildnis tut sich dem Auge des Schauenden auf, nur, daß vieles, durch den steten Kampf ums Essen, nicht gesehen wird. Und was bietet sich da nicht dem Jäger: Adler, Weiher, Eulen, an den Sümpfen Scharen von Reiher, Störchen, Enten, Bekassinen. Tausende und Tausende bevölkern jene Gegenden. Von anderer Natur sah ich den Jaguar, die Wildkatze, Wildschwein und eine Art Hirsch – doch soll es noch vieles andere geben. Doch weiter: Ich muß nach Worten suchen um jene Eindrücke, die die Bergwelt der Kordilleren auf mich machte, zu

schildern. Wild, gigantisch, schier zum Himmel auf türmen sich die Berge dort, im Tal heiß stickiges Klima und oben auf den Spitzen liegt ewiger Schnee. 4.000 m hoch liegt Boliviens Hauptstadt La Paz, und in solcher Höhe breitet sich ein ungeheures Plateau aus, das ALTO PLANO der Inkazeit. Den Titicaca-See mit seiner Sonneninsel, der Residenz des letzten Inka, die Jahrhunderte alten Ruinen eines unbekanntes Volkes, die heute noch den Gelehrten ein Rätsel sind, habe ich gesehen, und immer weiter zog es mich.

Durch Urwald und Steppe kam ich nach Paraguay, in Etappen, arbeitend, etwas Geld verdienend, zu Fuß, geritten und braun gedörrt von der ungewohnten heißen Sonne. Allein und mit anderen deutschen Landstreichern, von denen mancher den Vergil im Urtext bei sich trug, bin ich gewandert und am Lagerfeuer gesessen, abseits der Zivilisation und der Alltagswege. Mit knapper Not entging ich dem tückischen Fieber in einer Niederungsebene, so manchen hat dieses Leiden weggerafft und seine Knochen bewegen die Ameisen und seinen Namen kennt keiner.

Schluß folgt



An der Trun fanden ...

Im Jahre 1510 wird festgestellt, daß „Tartlen“ von 230 Hauswyrtn, von 4 Sedler, von 11 Wytwen an der czayl, von 3 Armen, 3 Mulner, 1 Klokner, 12 Hyrten und 6 Dyener bewohnt wird.

Im Ort sind 16 wust heuser, 1 Schul, 1 Kyrchenhaus und Eyn Edelhoff vorhanden.

Arch. 10/229

Der Schneidermeister von Rosa Andree

2.

Vor dem Ersten Weltkrieg war Ungarn unser Vaterland. Vom Staat aus wurden in Budapest Schneiderkurse abgehalten. Der Schneidermeister von Tartlau fuhr für einen Monat hin und ein Kollege aus Kronstadt führte so lange die Werkstatt. In dem Kurs wurde vormittags zugeschnitten und nachmittags gearbeitet. Dort wurde gelernt, Fertigkleidung herzustellen (ohne Maß und Probe), die dann auf Jahrmärkten verkauft werden sollte. Das Material bekam man auf Kredit zu kaufen, den man in Raten abzahlte, so daß es billiger war. Dieses alles leuchtete dem jungen Schneidermeister ein. Heimgekehrt, schaffte er sich ein Zelt an mit einem Pult, Material wurde eingekauft, und einen Spezialarbeiter und einen Arbeiter auf Stück angestellt. Erstmals fuhr er mit einem Fuhrmann aus Tartlau nach Szengyörgy. Mehrere Zelte standen schon da in Reih und Glied. Das waren alles geriebene Verkäufer. Sie lockten mit Rufen und sprachen die Käufer an. Eine Frau kam zum Schneidermeister, weil er ein Sachse war. Sie suchte zwei Knabenanzüge und bat, ob sie die mitnehmen könnte zum Anprobieren. Die Anzüge wurden mitgegeben ohne jedwede Anzahlung. Die Frau kam jedoch nach einer halben Stunde zurück, bezahlte, und nahm auch noch eine Hose mit. Das war alles was er verkaufte. Noch dreimal fuhr er zum Jahrmarkt, dann verkaufte er das Zelt und bezahlte die Schulden. Der Schneidermeister heftete selbst die Ärmel in die Sachen ein, das nannte man in der Werkstatt: „Er wirft die Ärmel an den Rock“. Das war von Till Eulenspiegel wörtlich genommen, und die Ärmel blieben auch kleben.

Nach dem Jahrmarkt-Abenteuer begann in der Schneiderwerkstatt wieder ein geordnetes Leben. Dem war aber nicht lange so. An einem klaren Abend erschien am Himmel der „Stern mit dem Schwanz“, was Krieg bedeuten sollte. Die Titanic ging unter; das war auch ein schlechtes Zeichen. 1914 wurde der Thronfolger der Monarchie Österreich-Ungarn ermordet. Am Morgen des 1. August ging in Tartlau der Hornist der Feuerwehr durch die Straßen und rief alle Männer auf, wie und wo sie sich befanden, sich bei ihren Einheiten zu melden. So mußte auch der Schneidermeister als Unteroffizier in den Krieg. Nach vier Jahren kamen die Überlebenden wie geschlagene Hunde in ihre Heimat zurück. Die Familien waren in der Zwischenzeit auf der Flucht gewesen.

Nach Kriegsende teilten die Siegerstaaten die besiegten Länder auf. Siebenbürgen wurde an Rumänien angeschlossen. Wir waren in Ungarn an geordnete Verhältnisse gewöhnt.

In der Schneiderei war nach wie vor viel zu tun. Die Stoffe wurden bei Scherg in Kronstadt gekauft und auf Lager gelegt; nach dem Verarbeiten wurden sie bezahlt.

Viele Kunden bezahlten in Raten. Ein Drittel der Kunden zahlten ihre Schulden erst im Herbst, nach der Ernte, oder sogar im Dezember vom Zuckerrübengeld. Dann kam das Gesetz der Konventionierung. Bauern konnten ihre Schulden in mehreren Jahren abbezahlen.

Die erste Frau des Schneiders starb. Zum Ärger mancher Witwe aus Tartlau, holte er seine zweite Frau aus Honigberg. Nun kam zur Schneiderei auch ein Bauernhof dazu. Es wurde eine Kuh gehalten und Schweine; es wurden Kartoffeln angepflanzt. Aus diesem Einkommen konnten die Stoffe bezahlt werden, so daß man selbst keine Schulden hatte. Nachher fuhr der Schneider mit den Kunden selbst nach Kronstadt zum Scherg und die Stoffe wurden ausgesucht. Auch damals ging alles schon auf's Übertreffen. Keiner wollte den gleichen Stoff wie ein anderer aus dem Dorf haben. Meistens war es so: die Ehefrauen oder Mütter brachten den Stoff in die Schneiderei und besprachen mit dem Schneidermeister die Machart, nachher schickten sie ihre Männer oder Söhne zum Maßnehmen.

Der größte Teil der Handwerker war im Tartlauer Gewerbeverein, wo der Schneidermeister lange Zeit im Vorstand tätig war. Bei der Fahnenweihe schlug jeder Gewerbetreibende einen silbernen Nagel ein, mit dem Spruch: „Silberner Nagel, ich schlage dich ein, halt fest die Fahne, halt fest den Verein“. Zur Unterhaltung organisierte der Gewerbeverein jedes Jahr einen Faschingsball.

Aber es kamen auch schwere Zeiten, an die man sich gewöhnen mußte: Zwei Geldentwertungen, da blieben die Kunden aus, einen Monat kam kein Kunde die bestellte Kleidung abzuholen.

Die schwerste Zeit war die Deportierung nach Rußland. Alle Männer waren weggebracht worden, nur noch Alte und Kranke waren im Dorf, und die brauchten keinen Schneider. Auch Fremdsprachige kamen jetzt um sich Kleider nähen zu lassen. Im Mai 1949 starb der Schneider. Seine Frau hat noch bis 1979 in der Werkstatt geschneidert. Seit dem ist die Geschäftstüre geschlossen. Sie dankt allen die sie kennen, für ihr Vertrauen und ihre Freundschaft.

Ende

Heimkehr

Eingesandt von Georg Junesch (Germering/München),
ehemals Tartlau, Haus Nr. 331

*Und dann kam der Tag,
der heißersehnte!
Nach langen Jahren
des öden Abgeschiedenseins
betrat ich wieder
heimatlichen Boden.*

*Vertraut – und doch fremd zugleich
grüßten die hohen Bergeszinnen,
und ein mildes Lächeln
spiegelte das stille Heimattal,
als wollte es sagen: „Komm, mein Sohn,
nun ruhe aus an meiner weiten Brust.“*

*Wie mir zumute war?
Wie einer munteren Lerche,
die hoch droben,
im blauen Äther schwebend,
das Hohelied der großen
goldenen Freiheit trällerte.*

*Geweitet war mein Sinn,
wie der des kleinen Sängers.
Aus meinem Herzen quoll
helle, reine Dankesfreude
zum Himmel und schwoll,
klang wie ein Choral:*

*„Du bist jetzt frei!“
Befreit von lastenden Fesseln –
und hast das Sehnen
mancher düsteren, schlaflosen
Nacht, den ungestillten Wunsch,
im Kreise deiner Lieben zu sein,
dein „Daheim“ – endlich erreicht!*

Vortrag bei der Heimkehrerfeier
in Surberg bei Traunstein/Obb.

Junge/Surberg, 29. Juni 1949

Neu und wichtig ... Neu und wichtig ...

Nach über 180 gefahrenen Autokilometern in der Umgebung von Dinkelsbühl, auf der Suche eines Trefflokals, wo wir Tartlauer uns zum Heimattag der Siebenbürger Sachsen an Pfingsten treffen können, habe ich endlich ein für uns geeignetes Lokal gefunden. Es liegt ca. 1300 m von unserem alten Trefflokal „Dinkelbauer“ in der Feuchtwanger Straße in Richtung Bechhofen, entfernt. Es ist die Gaststätte:

WALDGASTHOF

Mutschach 1, 8804 Dinkelsbühl, Tel. 0 98 51/29 72
Gastwirt Herr Thiemann

Das Haus verfügt über genügende Parkplätze und hat 20 Betten. Diese können in diesem Jahr für das nächste Treffen 1992 bestellt werden. Auf ein für viele Tartlauer viel ersehntes Treffen und einem gemütlichen Beisammensein von Pfingstsamstag bis Pfingstmontag dürfen wir uns alle freuen. Zum Abschluß der Pfingsttage gibt es am Montag Holzfleisch. Trein/Nachbarvater

„Bunzel“ – ein Tartlauer Wort? (Einmal etwas zum Schmunzeln)

Im Tartlauer Sprachgebrauch gibt es Wörter, die nicht unbedingt niedergeschrieben werden müßten. Ein hartes Dasein hatten zweifellos auch derbe Ausdrücke, und man ging damit auch gar nicht so zimperlich um. So ein ausgesprochen anrühiges Wort ist zum Beispiel „der Bunzel“. Doch von wo könnte dieses Wort herkommen, und was macht es dabei so interessant?

In der Hochsprache wird man darüber die Nase rümpfen, wird sich etwas feiner umschreiben wollen, und also zu dem Häufchen spöttisch sagen „warmer Lehm“ – und genau das trifft den Nagel sinngemäß auf den Kopf. Das Wort hat eine neue Heimat gefunden im landschaftlich reizvoll gelegenen Künstlerdorf Fredelsloh am Solling (Kreis Northeim), mit seinem außerordentlich reichhaltigen Tonvorkommen. Hier entstand schon im Mittelalter eine angesehene Tradition der Töpferei, und auch heute noch wird dort künstlerisch wertvolles Gebrauchsgeschirr hergestellt – basierend auf den bekannten Vorbildern von Bunzlau aus der Niederschlesischen Heide. Die Technik des sogenannten „Bunzeltippels“ lebt heute dort weiter. Somit hat also der „Bunzel“ vergleichsweise etwas mit Lehm zu tun, zumindest vom Aussehen her ist es zunächst ein Häufchen Lehm, aus dem der Töpfer einen Topf fertigt.

In der norddeutschen Tiefebene kommt „Bunzel“ oder auch „Bünzel“ sehr häufig als Flurname, germanischer Herkunft, vor, und gemeint ist damit eine Bodenerhebung im Ackerland. Im Flurnamenbuch des Kreises Rotenburg (Wümme) heißt es dazu wörtlich: „Man könnte bei Bunzel auch an (niederdeutsch) ‚Bunk‘ = ‚Haufen‘ oder ‚Buckel‘ denken.“

Es ist schon erstaunlich, wie lange sich weit zurückliegende topographische Bestimmungswörter in Flurnamen widerspiegeln, und wie sehr eine Mundart demnach am Boden haftet. Das stinkende Unausprechliche ist also ein sprachliches Mitbringen aus der Urheimat – genauer aus Niederdeutschland.

Otto Depner, Gerlingen

Erika Obermayr, geb. Mökesch, Wels (Österreich), schreibt uns unter anderem:

Nach dem Tode von meinem Mann habe ich mich etwas erholt und kann mich auch anderen, mich interessierenden Aufgaben zuwenden. Das erste war die endgültige Aufarbeitung der hier mitgeschickten Liste der Tartlauer Familiennamen, was ich schon vor längerer Zeit plante. Ich nehme an, daß sich viele Landsleute für das Thema interessieren.

Herkunft und Bedeutung der Tartlauer Familiennamen

Die Namen sind ein wichtiger Teil der Tradition und der Geschichte des Volkes und sagen vieles über die Lebensweise unserer Vorfahren aus.

Die allgemein leicht verständlichen Berufsamen: Wagner, Weber, Schneider usw., ebenso Herkunftsnamen wie: Rosenauer, Rothenbacher u. a. habe ich in der langen Liste gar nicht aufgeschrieben. Auch nicht die Namen wie Roth, Schwarz, Groß, Klein, die sich auf Haarfarbe oder Körpergröße beziehen, sie sind überall üblich und bedürfen keiner Erklärung.

Es fällt auf, daß die Tartlauer Familiennamen größtenteils auf christliche Taufnamen zurückzuführen sind, die der Bibel oder dem Heiligenkalender entnommen wurden, die in früheren Jahrhunderten gebräuchlich waren. Sie sind jedoch im Sprachgebrauch bis zur Unkenntlichkeit „abgeschliffen“ worden. Das letztere gilt auch für die Namen aus germanischer Wurzel. Hinter die Namen, die in dem Buch nicht angeführt, oder ohne Erklärung blieben, setzte ich ein.

Fritz Keintzel-Schön, der Autor des Buches „Siebenbürgisch-Sächsische Familiennamen“, stützte sich bei seiner Arbeit neben anderen Unterlagen auf die beantworteten Fragebogen, die zu diesem Zweck an alle Pfarrämter Siebenbürgens im Jahre 1936 ausgeschickt wurden. Ich gebe hier die Schreibweise des Jahres 1536, wie sie sich in den damaligen Urkunden fanden, wider:

Brose Piter, Brosin Tong, Hergicz Lux, Klytsche Mechllen, Murris Martin, Schiellin Thumis, Dy Sigmits Hannesen, Thetschysz Steffin, Thaysz Andris, Thyрке Simon, Wölffchys Jerg.

Aescht – nicht erwähnt
 Allies – Elias
 Barf – Barbara
 Barth – Bartholomäus
 Boltries – Balthasar = Boltres
 Barthelmie – Bartholomäus
 Best – Sebastian
 Batschi – ung. Anrede zu einem alten Mann, auch Onkel
 Bedner – Faßbinder
 Beni – Benedikt
 Bloos – Blasius
 Battes – Baptist
 Binder – Faßbinder
 Bonfert – Bonifatius
 Bruss – Ambrosius
 Butt – Dumm
 Copony – ungarisch: Schädel
 Dezsö – ungarische Abkürzung: Desiderius
 Depner – Töpfer
 Dengel – Daniel
 Diener – Berufsname
 Donath – Donatus
 Eichler – nach der Wohnstätte „bei den Eichen“
 Els – Elisabeth
 Farsch – Pfarrer, Genitivname
 Feltes – Valentin
 Fritsch – Friedrich
 Figuli – Töpfer
 Foff – Pfaff
 Fleps – meist Phleps geschrieben = Philipp
 Fronius – Sophronius
 Guist, Gust – Jodokus
 Gokesch – Jakob, von demselben Namen auch Jekel, Jobi
 Guip – ?
 Gober – Gabriel
 Gaal – Gallus
 Gueß – Gans
 Gusbeth – ?
 Hell – aus germanischem Namen
 Hellbutsch – keine Angabe – ein zusammengesetzter Burzenländer Name von Butsch, Butt wahrscheinlich
 Hubbes – Kuchen
 Ischtok – ungarisch Stefan
 Junesch – Jonas
 Kleinpeter – für das Burzenland tyoisch zusammengesetzter Name
 Kaufmes – Kaufmann
 Kautz – Konrad
 Kasper – Kaspar
 Kaiser – aus dem Dorf Kaisd
 Klutsch – Hefengebäck, auch Klotsch
 Klusch – Nikolaus
 Kloos – Nikolaus
 Kirres – Quirin-us
 Kootz – Kautz im übertragenen Sinn „kauzig, verschlossen“
 Konst – Konstantin
 Kretz – Kreuz
 Kurmes – ungarisch: rußig, schwarz, in älteren Urkunden: Kurmysch
 Lassel – Ladislaus
 Ließ – Elias
 Liehn – Magdalena
 Lexen – Alexius
 Löxkes – Lukas
 Löx – Lukas
 Loy – Eulogius
 Lutsch – Ludwig
 Muerth – Martha
 Maiterth – Medardus
 Markeli – Markus
 Mitter – Demetrius
 Morres – Moritz
 Mieß – Jeremias
 Mieskes – Jeremias
 Olesch – aus dem Dorfe Alisch
 Orendi – Arndt – Arnold
 Preidt – Brigitta
 Plontsch – Apollonius

Polonyi – Apollonius
 Römer – Rompilger
 Sander – Alexander
 Salmen – Salomon
 Schiel – von Schielen?
 Schuller – Schullehrer
 Schaaser – aus dem Ort Schaas bei Schäßburg zugewandert
 Simetz – Sigmund
 Schmidt – Berufsname
 Schunn – ?
 Steiner – aus Stein bei Reps zugewandert
 Stenner – aus Stein bei Reps zugewandert
 Schoppel – vom germ. Namen Skotbald – Streif Kühn abgeleitet
 Scheip – vielleicht verkürzt aus Scheipner – Scheibenhersteller
 Sieverth – Seiwert – Siegfried
 Tentesch – ?
 Thieskes, Thieß, Theiß, Thieser, Thoiss – Mathias
 Teck – Teckert u. ähnl. Hersteller von Decken, Wagenmatten
 Trein – Kathrein
 Teutsch – in ganz Siebenbürgen verbreitet
 Theil – aus germanischem Tilmann?
 Tontsch – Antonius
 Türk – in Tartlau häufiger Name
 Tittes – Dietrich
 Waedtleges – waedt, Waadt = vom ung. Vajda – Amtmann, leges?
 Wölfkes – Wolfgang
 Wilk – im Buch nicht genannt (Name sehr häufig in Marpold – von Wilhelm abgeleitet?)
 Zeides – Sidonius
 Zeimes – Familienname in Tartlau, Sieb.-romanisches Lehnwort „tamisium“, Deutungskreuzung mit Genitiv Personennamen Simons
 Zerbes – Servatius
 Zerrelles – Cyrill

Rußland-Deportierte in Rumänien gelten als politisch Verfolgte

Das rumänische Parlament und der Senat haben kürzlich eine Änderung des am 30. März dieses Jahres in Kraft getretenen Dekret-Gesetzes 118 beschlossen. Das Gesetz betrifft die Deportation von rund 100 000 Rumäniendeutschen im Jahre 1945 in die Sowjetunion. Es bezog sich zunächst nur auf Personen, die nach dem 6. März 1945 deportiert wurden. Durch die Änderung ist der Stichtag vorverlegt worden, es ist jetzt der 23. August 1944. Außerdem wurde in der jetzigen Fassung des Gesetzes der Begriff „politisch verfolgt“ festgelegt. Die Vorteile, die das Gesetz für die Betroffenen bringt, sind zum Teil beachtlich. Vorteile bringt es vor allem bei der Rentenberechnung. Für die ehemaligen Deportierten zählt nach Artikel 1 des Gesetzes jedes Haft- oder Deportationsjahr als anderthalb Arbeitsjahre. Auch spätere Zeiten der Krankheit oder Invalidität werden als Arbeitszeit anerkannt. Nach Artikel 3 des Gesetzes wird den Betroffenen für jedes Haft- bzw. Deportationsjahr ein monatlicher Ausgleich gewährt. Ärztliche Betreuung sowie Arzneien sind für sie in den staatlichen Sanitätseinheiten frei. Der Artikel 4 sieht für die Betroffenen eine bevorzugte Zuteilung von Wohnraum vor. Wer anspruchsberechtigt ist, entscheiden Kommissionen in den jeweiligen Kreisen. Anträge müssen innerhalb eines Jahres nach Inkrafttreten des Gesetzes gestellt werden. Das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien schätzt, daß noch etwa 6000 ehemalige Rußland-Deportierte im Lande leben. tr.

Nachbarn!

Bei Umzug
 bitte sofort die neue Adresse mitteilen!

Evangelische Gemeindeglieder in Tartlau am 31. Dezember 1990

Männliche	Weibliche	Bemerkungen
7	6	Taufen
6	6	Zugezogene
3	3	Abgegangene
7	3	Verstorbene
242	252	Ausgewanderte
Ergeben am 31. Dezember 1990:		
199	209	Zusammen 408
Davon leben nicht in Tartlau		31
Verbleiben in Tartlau Lebende		377

In einem verspäteten Gruß zur Weihnacht 1990 schildert Dechant und Gemeindepfarrer Johann Orendi die allgemeine Lage und das Wirken in und um das Pfarrhaus in Tartlau.

Hier das Rundschreiben in seiner vollen Länge:

Ein Jahr neigt sich seinem Ende, das für unser Land, die deutsche Minderheit, unsere Evang. Kirche A. B. und jede Gemeinde im einzelnen von historischer, tiefgreifender Bedeutung war. Das Christfest steht wieder vor der Tür. Wir bereiten uns darauf vor. In unserer Erinnerung aber steigen die Schreckensbilder des Weihnachtsfestes 1989 wieder auf und die Aussichten auf ein friedliches Weihnachten und Jahresende 1990 stehen zur Zeit mehr schlecht als recht.

Während es in diesem Jahr zu recht vielen persönlichen Begegnungen kam, bedingt durch den großen Umbruch in unserem Vaterland und die in der Folge benötigte und großzügig gewährte Hilfe seitens so vieler lieber Menschen und Hilfsorganisationen wurden die schriftlichen Lebenszeichen unsererseits immer spärlicher oder blieben überhaupt aus. „Unverzeihlich“, werden viele von Ihnen/Euch nicht nur gedacht, sondern auch gesagt haben. Wie hätten wir aber mehrere hundert Briefe beantworten sollen und können, neben den Anforderungen, die das zu Ende gehende Jahr an uns stellte?! Manchmal wundern wir uns auch, es durchgehalten zu haben, ohne größeren Schaden zu nehmen. Nicht zu unserer Entschuldigung, sondern zu Ihrer/Eurer Information möchte ich nun in groben Zügen einiges aus diesem bewegten Jahr berichten. Weil wir vielen Bekannten und Freunden auf ihre brieflichen Anfragen keinerlei Antwort gegeben haben, möchte ich die Schreckenstage des Umbruchs kurz auch erwähnen.

Am Tage der großen Wende, dem 22. Dezember 1989, konnte ich mit unserem Jüngsten (Detlef) in letzter Minute meine Frau aus dem Kreiskrankenhaus, wo sie mit gebrochenem Bein und Thrombose gelegen hatte, nach Hause bringen. Eine abenteuerliche Fahrt durch Neubauviertel (das Zentrum war nicht mehr passierbar) und Straßen die mit zerfetzten und halbverbrannten Diktatorbildern übersät waren. Sie wird uns unvergeßlich bleiben, die ungeheure Spannung, die über der Stadt lagerte, als wir ganz knapp an den heranrückenden Demonstrationen eines Arbeiterviertels vorbeifahren. Denn zu jener Stunde war der Ausgang noch sehr ungewiß. Nach einem Jahr empfinden wir dieses alles als sei es nur gestern gewesen. Es folgten dann jene Weihnachtsfeiertage, die wir mit ihrer Erlebnisdichte nie vergessen werden. Anstatt mit ganzer Gemeinde den Heiligen Abend mit Krippenspiel, Gesang, frohen Kinderaugen und -Herzen zu feiern, sperrten sich viele zu Hause ein oder die Männer unserer Nachbarschaften bewachten rund um die Uhr unsere Kirchenburg, damit sich nicht vielleicht Terroristen einnisten würden. Am ersten Christtag wurde die Gemeinde zuerst in aller Stille durch das sogenannte „Nachbarschaftszeichen“ zu einem Bittgottesdienst für am Nachmittag eingeladen. Glockengeläute sollte möglicherweise vermieden werden. Als der Zustrom der Gemeinde unerwartet groß war, wurden alle Glocken doch noch ganz kurz geläutet. Im nachhinein erwies sich manche Vorsichtsmaßnahme und auch Furcht (hier in T.) als wenig begründet. Aber der Aufruf an die wehrbaren Männer, in die Stadt zu ziehen, um gegen die Terroristen zu kämpfen und die Nachricht von vielen Toten in Kronstadt, zeitigte ihre entsprechende Wirkung. Erst am zweiten Christtag, nachmittags bei Tageslicht wagten wir die Kinder zur

Weihnachtsbescherung und Krippenspiel in Burg und Kirche zu sammeln.

Bald nach Weihnachten und Jahreswechsel 1989 setzten die umfangreichen Hilfsaktionen ein, von denen die meisten über die Kirchen liefen und von diesen koordiniert werden mußten. Diese zeitraubende, undankbare und nervlich manchmal kaum noch zu verkraftende Arbeit oblag mir auch auf Kirchenkreisebene. Diese Hilfsaktionen laufen auch heute noch, wenn auch nicht mehr in dem Umfang, wie nach dem Umsturz. Meine Prognose aus dem Frühjahr findet jetzt ihre Bestätigung: Die vorausgesehene Versorgungskrise ist jetzt in „voller Blüte“ eingetreten und übertrifft alle vorangegangenen.

ICH MÖCHTE AN DIESER STELLE ALL DENJENIGEN, DIE UNSEREM LAND, UNSEREN GEMEINDEN UND UNS GANZ PERSÖNLICH GEHOLFEN HABEN UND AUCH NOCH ZUR ZEIT HELFEN, HERZLICHSTEN DANK AUSSPRECHEN. Danken möchte ich auch für die Hilfsangebote auf die wir noch keine Antwort gegeben haben. Sollte die Not in Zukunft für diejenigen, die noch dageblieben sind, Ihre/Eure Hilfe erfordern, so werden wir uns vertrauensvoll an Sie/Euch wenden.

Schon im Januar nach der großen Wende galt es in vielen Beratungen auf Kirchenbezirksebene aber vor allem auch beim Sitz des Landeskonsistoriums und des Bischofs in Hermannstadt den neuen radikalen Wandlungen zu begegnen, die entsprechenden Vorkehrungen und Entscheidungen zu treffen. In diese turbulente nachrevolutionäre Zeit fiel der unerwartete Tod unseres verehrten Bischofs, Dr. Albert Klein. Mit dem Ableben dieser markanten Gestalt unserer Kirche ging auch eine Geschichtsperiode unserer kleinen und immer kleiner werdenden Kirche zu Ende. Zu den vielen Aufgaben, Problemen und Fragen, die die Revolution mit dem Umbruch auf Landesebene brachte, häuften sich nun die innerkirchlichen und erforderten viel Zeit, Kraft und Verständnis. Die neuen Gegebenheiten machten nicht nur zwei Bezirkskirchenversammlungen, sondern auch drei Landeskirchenversammlungen nötig, von denen eine Landeskirchenversammlung den neuen Bischof wählte. Nach über 50 Jahren fand auch ein Pfarrertag statt, der sich ebenfalls mit der neuen Lage unserer Kirche auseinandersetzte. Als Bezirksdechant war man an allem mitbeteiligt, öfters recht intensiv. In den vergangenen vier Jahren habe ich nicht so viele Dienstreisen machen müssen, wie jetzt in einem einzigen Jahr.

Einer von den entscheidendsten Vorgängen und mit verheerenden Folgen für unsere Kirche und unsere sächsische Minderheit, ist der, nach in Kraft treten des neuen Paßgesetzes, eingesetzte Exodus der deutschen Bevölkerung. Ich möchte diesbezüglich und nur im Blick auf unsere Gemeinde nur kurz etliche Sachverhalte nennen, die aber auch auf den ganzen Bezirk übertragbar sind. Bis zu dieser Stunde, in der dieser Brief geschrieben wird, haben in diesem Jahr über 500 Gemeindeglieder die Gemeinde verlassen und sind ausgewandert. Das ist mehr als die Hälfte der Seelenzahl vom 31. Dezember 1989. Der große Auswanderungsstrom erfolgte vor allem bis zum 1. Juli letzten Jahres. Jede ausgewanderte Familie kam kurz vor ihrer Ausreise ins Pfarrhaus, überreichte für die Kirchengemeinde eine Geldspende und verabschiedete sich von uns. Das waren immerhin über 400 Gemeindeglieder (die kleineren Kinder waren nicht immer dabei), von denen wir uns persönlich verabschiedeten – bei uns im Hause. Beim besten Vorsatz diese Abschiede weniger sentimental werden zu lassen, um unsere Nervenkräfte zu schonen, ging es doch nicht immer ohne Tränen. Kann es einen auch unberührt lassen, wenn die Gemeinde, der man 20 Jahre gedient hat und in der ein mannigfaltiges, lebendiges und vielschichtiges Gemeindeleben da war und nun in so kurzer Zeit schrumpft und schrumpft, viele gewohnte Aktivitäten, tragende Strukturen zusammenbrechen? Von 2000 Gemeindegliedern bei meinem Dienstantritt sind es jetzt keine 400 mehr, die hier wohnen und leben. Im kommenden Jahr wird es voraussichtlich um die Jahresmitte zu einem erneuten Auswanderungsstrom kommen.

Es wird manchen Leser dieser Zeilen paradox vorkommen, wenn er nun erfahren muß, daß wir gerade zur Zeit des großen Exodus die 750. Jahresfeier der ersten urkundlichen Erwähnung der Gemeinde Tartlau feierten. Unter der Diktatur wäre eine solche Feier nicht einmal denkbar gewesen, weil die Minderheit doch nicht als Begründerin einer deutschen Ortschaft in Erscheinung treten durfte. Ja, seit Jahren durften unsere siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden in der Öffentlichkeit nicht mehr ihre deutschen Namen tragen. Schon im Januar, bevor der große Exodus vorauszusehen war, beschlossen die Nachbarschaften anläßlich ihres Richttages, die Jubiläumsfeier groß aufzuziehen.

Zwei Monate vor der geplanten Feier setzte der Auswanderungsstrom ein, der wohl die Feier nicht in Frage stellte — aber das WIE um so mehr. Vom Kirchenchor z. B., der imstande war das „Halleluja“ von Händel zu singen, blieb kaum noch ein Viertel übrig. Das gleiche von der Blasmusik und den anderen Kulturgruppen (Theater und Volkstänze). Die Feier war mit Rücksicht auf die Auslandsartlauer auf den 3. und 4. Juni, das Pfingstfest, angesetzt. Um diese Feier doch noch so würdig als nur möglich gestalten zu können, mußten die verstümmelten Kulturformationen ergänzt werden. Das geschah auf die Art, daß wir aus den Nachbargemeinden deren Restbestände von Kulturgruppen wöchentlich nach Tartlau zu den Proben holten. Dank der Kleinbusse, die das Bezirkskonsistorium über das Diakonische Werk erhalten hatte, konnte dieser Pendelverkehr getätigt werden. Meine Frau und ich fuhren jeden Dienstag und Freitag nach Petersberg, Brenndorf und Honigberg und holten die Sänger und Bläser und fuhren sie oft erst um Mitternacht wieder nach Hause. Entsprechend den gegebenen Umständen und Möglichkeiten können wir diese Feier als gelungen und würdig, aber auch als die letzte von solchem Umfang und Aufwand bezeichnen. Eine Videoaufnahme von acht Stunden wird voraussichtlich ein historisches Dokument bleiben, das von einer ehemals großen siebenbürgisch-deutschen Gemeinde mit beachtlichen deutschen Kulturwerten Zeugnis ablegt. Es sei im Zusammenhang mit dem voraussichtlichen Untergang mancher Gemeinde nur noch erwähnt, daß ich schon begonnen habe, die Archivbestände von Pfarrämtern in unsere Burg zu überführen, damit sie vor Einbrüchen in leerstehende Pfarrhäuser geschützt und gesichert werden.

Von besonderer und tiefgreifender Bedeutung für den Unterricht in der Muttersprache war die Auflösung vieler deutscher Schulen aus Mangel an Kindern. Um den Unterricht für diejenigen, die noch da sind zu sichern, wurden deutsche Schulzentren gegründet. In unserem Kreis blieben die Städte und die Gemeinde Petersberg solche Zentren. Unsere Gemeinde Tartlau, die einst größte Gemeinde des Burzenlandes, hat keine deutsche Schule mehr. Unsere Kinder fahren täglich mit dem Schulbus, der ein Geschenk der BRD ist, nach Petersberg. Um den Schülertransport bis zum Eintreffen dieses Großraumbusses zu sichern, mußten meine Frau und ich zeitweilig mit den Kleinbussen des Konsistoriums solchen Pendeldienst versehen. Das haben wir zwei Wochen getan. Mußten aus Nussbach die Kinder nach Petersberg gefahren werden, dann bedeutete das zweimal täglich je 60 km zu fahren. Zur Zeit ist der Schülertransport geregelt. Meiner Frau wurde ermöglicht hier in Tartlau den Fremdsprachenunterricht (siehe Deutsch) in den rumänischen Klassen zu erteilen. Das ist im Vergleich zum jahrelang erteilten Simultanunterricht eine ganz große Erleichterung. Es bleibt ihr nun bedeutend mehr Freizeit, die sie den verunsicherten und bedrückten Gemeindegliedern widmen kann. Im Zusammenhang mit der Schule soll nicht unerwähnt die Einführung des Religionsunterrichtes bleiben. Die Erörterung dieses Fragenkomplexes fand mit den Vertretern aller Kulte unseres Landes beim Unterrichtsminister in Bukarest statt. Ich durfte als Vertreter unserer Kirche dabei sein. Für unsere Kirche gibt es diesbezüglich keine Schwierigkeiten, weil wir auch bis jetzt einen geregelten Religionsunterricht in kirchlichen Gebäuden erteilt haben. Die große Orth. Kirche steht diesbezüglich vor einem Neuanfang.

Mitten im Auflösungsprozeß einer traditionsreichen Volkskirche erleben wir in unseren geschrumpften Gemeinden jetzt auch Dinge, die unsere verzagten Herzen trotzdem höher schlagen lassen. Von den, bei meinem Dienstantritt in Tartlau vorhandenen 2000 Gemeindegliedern, leben und wohnen heute nun weniger als 400 in der Großgemeinde mit einer Gesamtseelenzahl von über 10.000. Von diesen Evangelischen wird im kommenden Jahr ein großer Teil auch auswandern. Aber das Erfreuliche und Beglückende: Wir dürfen frei unseres Glaubens leben und es öffnen sich Türen, wo man keinen Ausweg mehr sah und das kirchliche Leben verlebendigt sich in nie gekanntem Umfang. Der Gottesdienstbesuch z. B., der hier im sog. Burzenland an gewöhnlichen Sonntagen in den letzten Jahren die 12 %-Grenze nie überschritt, liegt jetzt bei 30 bis 40 %. Am Totensonntag waren es über 60 % — eine nie dagewesene Beteiligung. Nach einem Aufruf an die Gemeindeglieder gab es im Kirchenchor einen Zuwachs, daß wir zu Weihnachten 3stimmige, leichtere Sätze singen können. Die noch vorhandenen 33 deutsche und etliche rumänische Schulkinder erscheinen hundertprozentig zur Katechese und Konfirmandenunterricht und wir bereiten trotzdem wieder ein Krippenspiel und Weihnachtslieder vor. Die noch gebliebenen sechs Blasmusikanten machen recht gute Posaunenmusik und helfen

mit bei der Gestaltung der Weihnachtsfeiertage. Die Bereitschaft zur Mithilfe bei Instandhaltungsarbeiten an Burg, Friedhof und anderen kirchlichen Gebäuden ist erstaunlich. Neue Mitglieder im Presbyterium (Kirchenrat) sorgen mit einer bewundernswerten Hingabe dafür, daß man zur Zeit den großen Abfluß von Hilfskräften in der Gemeinde kaum merkt. Wie wird es aber sein, wenn auch diese weggehen?

Nun kurz noch etliches über die eigene Familie. Unsere Kinder und wir sind wohlauf, nun aber auch von einander getrennt. Unser Ältester (Dietmar), Pfarrer in Hamlesch (bis 1. 11.) besitzt noch den erforderlichen Idealismus und das nötige Verantwortungsbewußtsein und ließ sich zum Diasporapfarrer für die fünf geschrumpften und pfarrerlosen Gemeinden an der Kleinen Kockel wählen. Sein Umzug von Hamlesch nach Seiden wurde von uns mitgetragen und seine feierliche Einführung war ein bestärkendes Erlebnis in bedrückenden Zeitabläufen. Wir freuen uns, daß sie mit unserem quicklebendigen und geliebten Enkelchen noch im Lande sind, wenn auch über 200 km weit, aber doch erreichbar. Unser Jüngster entschied anders. Nach reiflicher Überlegung, persönlicher Prüfung und Einsichtnahme, entschloß er sich in der BRD zu bleiben, um dort sein Studium fortzusetzen. An der TH Darmstadt erhielt er einen Studienplatz und kann nun dort weiter studieren. Für seine berufliche Zukunft eine sicher gute Wahl. Er fand in der BRD Menschen, die sich seiner in ganz besonderer Weise annahmen, sozusagen zu seinen zweiten Eltern geworden sind und seine Integration maßgeblich förderten und erleichterten. Wir sind diesen Menschen viel Dank schuldig und sehr verbunden.

Weil zu einem ganz persönlichen Brief oder auch nur einer Glückwunschkarte wegen der erdrückenden Anzahl und der Überbeanspruchung durch die Weihnachtsvorbereitungen nicht nur die Zeit, sondern auch die äußere und innere Kraft nicht ausreicht, greifen wir — wenn auch mit ungutem Gewissen — zu dieser „modernen“ Möglichkeit eines gemeinsamen und vervielfältigten Rundbriefes. Durch die Ausstattung mehrerer Pfarrämter und Konsistorien mit modernen Kopiergeräten, ist uns nun diese Kommunikationsart (oder Unart) ermöglicht worden.

So erlaub(t)en Sie uns, Sie/Euch durch diesen Brief zu grüßen, ein gesegnetes Christfest und ein gutes, erfolgreiches und glückliches Neues Jahr in Gesundheit zu wünschen!

Mit sehr herzlichen Grüßen, verbunden mit allen guten Wünschen verbleiben wir
Ihr/Eure Ingeborg u. Johann Orendi

Lieber Freund Depener!

Hochinteressant, Ihr Flurnamenvergleich mit Tartlau, von dem ich selbst, jetzt im „Cammann-Archiv“ in Rotenburg/Wümme im Institut prächtige Dias habe, von meinem Kollegen Paul Stubbe-
mann, der seine Tartlauer Freunde, einen Schulrektor mit Familie im Raum Hannover übergesiedelt hat. In München ist jetzt Claus Stephani gelandet, Volkskundler und großer Feldforscher in der Maramuresch, auch in unserer Kommission für ostdeutsche Volkskunde.

Betr.: Kopie einer Postkarte von einem Brieffreund.

Herr Cammann ist Leiter der Forschungsstelle für Volkskunde in Bremen. Durch ihn bin ich an die niedersächsischen Flurnamen herangekommen. Tartlau ist also für ihn ein Begriff und nun ist mein Artikel mit den Tartlauer Straßennamen auch in seinem umfangreichen Archiv, sowie im Institut für Heimatforschung in Rotenburg/Wümme.

Den Artikel habe ich übrigens auch beim Landespreis für Heimatforschung von Baden-Württemberg eingereicht.

Tartlau ist also nun nicht mehr irgendein Dorf „hinter den Wäldern“!
O. Depner

Das „Tartlauer Wort“ ist immer sehr gelungen

Die Beiträge von Otto Depner sind immer besonders interessant. Von seinen „Erinnerungen an Tartlau“ wecken in mir auch einige eigene. Ich war ja nur in den Ferien ein Tartlauer Kind, denn in den Ferien allein dort gelebt zu haben, ist nicht so, als wenn man einige Jahre mit gleichaltrigen die Schulbank drückt. Im übrigen hoffe ich, daß sich jemand von Tartlau zu dem Heimmattreffen am 30. August 1991 hier in Wels meldet.

Erika Obermayr

Was bieten Sie uns?

Ein offener Brief an den Premierminister

Geehrter Herr Premierminister!

Es ist mehr als ein Jahr seit die Revolution aus dem Dezember 1989 uns und so viele andere mit großen Hoffnungen und vielen Erwartungen erfüllte. Was hat sich seither geändert? Nun, wir können frei reden und frei reisen. Aber sonst? Wir sind die Minderheit in unserem Lande, die in den 45 Jahren kommunistischer Diktatur am meisten gelitten hat, denen mehr Unrecht zugefügt worden ist als anderen Gruppen. Da haben wir gehofft und gewartet, daß uns gegenüber wenigstens Zeichen einer Wiedergutmachung und Entschädigung gesetzt würden. Wir haben dies gehofft, da auch Sie, Herr Premierminister, als auch unser Staatspräsident und andere hochgestellte Persönlichkeiten unseres Landes uns gesagt haben, wir sollen doch bleiben und nicht weggehen, wie schon so viele unserer Landsleute. Wir würden hier beim Aufbau des neuen Staates benötigt; wir wären gerne gesehen! Aber, Herr Premierminister, was bieten Sie uns dafür? Sollen wir weiter bloß für andere arbeiten? Man hat uns einmal bis auf „Hemd und Hose“ alles genommen! Unter großer Mühe haben wir uns das Notwendigste zum Leben wieder geschafft. Und nun sollen wir wieder aufbauen – womit? – daß über kurz oder lang es uns wieder abgenommen werde? Welche Garantien bieten Sie uns, Herr Premierminister?

Warum gibt man uns nicht zurück, was man uns unrechtmäßig genommen hat? Will man in unserem Lande geschehenes Unrecht nicht wiedergutmachen?

So sieht es leider aus, wenn man die Entwicklung in unserem Lande verfolgt. Einige Beispiele lassen dies deutlich werden: Bei der Ausarbeitung des Gesetzes betreffend die Bodenreform sind wir nur auf Grund massiven Druckes von außen mitberücksichtigt worden, während die, die sich unseren Grund unrechtmäßig angeeignet hatten von vornherein erneut mit Grund und Boden bedacht werden sollen. Die Bemerkung des Senatspräsidenten, Herrn Dr. Barladeanu, in diesem Zusammenhang ließ deutlich werden, daß unsere Bauern nicht deshalb an der Grundaufteilung beteiligt werden sollen, um geschehenes Unrecht gut zu machen, sondern um wirtschaftliche und außenpolitische Interessen unseres Staates nicht zu gefährden. Das bestätigt auch die Aufteilung des Viehbestandes der LPG, wobei deutsche ehemalige Mitglieder nicht oder nur auf Druck rechtlich eingestellter Oberbehörden beteiligt wurden.

Dies nur einige Beispiele.

Und nun hat man uns auch noch die Fernsehsendung in deutscher Sprache um 50 % gekürzt, denn in Siebenbürgen können wir – wie auch in verschiedenen anderen Landesteilen – das Zweite Programm nicht empfangen. Ja, man duldet sogar die maßlose Beleidigung, die uns der Leiter des Fernsehens, Razvan Teodorescu, im Parlament am 21. Februar zugefügt hat.

Ist dies Ihr Angebot, Herr Premierminister, um dessen willen wir hier bleiben sollen? Bloß um die weitere Talfahrt unseres Landes auch mitzumachen, denn ihr entgegenzuwirken können wir unter den uns gegebenen Bedingungen wahrlich nicht.

Was wir hier geworden sind, sind wir kraft der Rechte und Freiheiten geworden, die uns immer wieder zuteil wurden. Wir werden nicht auf die Straße gehen um zu demonstrieren! Aber wir werden es wie ein treuer, ehrlicher Knecht bei einem undankbaren Herren machen: Wir packen still unsere Sachen und gehen und kommen nicht wieder! Wollen Sie, Herr Premierminister, den traurigen Ruhm ernten, den Schlußpunkt bei der Zerstörung eines vorbildlichen demokratischen Gemeinwesen und einer hohen Kultur gesetzt zu haben? Gott und die Geschichte werden darüber richten!

Lothar Schullerus (Stadtppfarrer von Mühlbach)

Nachrichten aus Rumänien im Spiegel der rumäniendeutschen Presse

Der Jurist Florian Cristescu erläuterte im „Neuen Weg“ die Gesetzesbestimmungen betreffs der Entschädigung ehemaliger Rußland-Deportierter. Danach erhalten die ehemaligen Deportierten für jedes Rußland-Jahr einen monatlichen Zuschlag von 200 Lei. Außerdem wird jedes in der Deportation verbrachte Jahr als achtzehnmonatiges Dienstalter bei der Rentenberechnung betrachtet. Einem Deportierten, der fünf Jahre in Rußland war, wird bei der Rentenberechnung ein Dienstalter von sieben Jahren und sechs Monaten angerechnet, und er erhält in diesem Fall auf Lebenszeit einen Zuschlag von 1000 Lei im Monat. Das Gesetz gilt nur für rumänische Staatsbürger.

tr., aus „Banater Post“ vom 20. 3. 91

Wieder deutsche Straßennamen

(KR) – Nach langjährigen Bemühungen und persönlichem Einsatz u. a. des Architekten Günther Schuller hat die Kommission für Umbenennung der Kronstädter Straßen, der neben Kreisbürgermeister Florian Crizbăşan (Präsident) acht weitere Fachleute angehören, folgende Straßenumbenennungen beschlossen:

- Curtea Bisericii Negre wird Johannes-Honterus-Hof,
- Str. Argeş wird Paul-Richter-Gasse,
- Str. Lirei wird Johann-Benkner-Gasse,
- Şirul Beethoven wird Valentin-Wagner-Zeile,
- Str. Ciucaş wird Apollonia-Hirscher-Gasse,
- Str. Armata Roşie wird Michael-Weiß-Gasse,
- Piaţa 23. August wird Rathausplatz,
- Str. Tînăra Gardă wird Stephan-Ludwig-Roth-Gasse,
- Str. Umbroasă wird Hans-Eder-Gasse heißen.

Ebenfalls vorgemerkt sind noch drei Straßenumbenennungen, und zwar Julius Römer, Matthias Teutsch und Johann Gött.

Von den Gemeinden erhalten Zeiden eine Michael-Königes- und eine Petrus-Mederus-Gasse, Heldsdorf eine J.-Lukas-Hedwig-Gasse, Neustadt eine Markus-Fronius- und eine Paul-Richter-Gasse, Tartlau eine St. Ludwig-Roth-Gasse. In Rosenau wird die Str. Şoimului in St.-L.-Roth-Gasse umbenannt.

Die Städte und Gemeinden des Kreises Kronstadt wurden gebeten, auch noch andere Vorschläge für Straßenumbenennungen zu machen und sie der „Karpatenrundschau“ zu unterbreiten. tr.

Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe – Nr. 19 – Weihnachten 1991 – ist der 1. November 1991

Erscheinungstermin ist Weihnachten 1991. Es wird gebeten, wenn möglich, Manuskripte nur mit Schreibmaschine und großem Zeilenabstand einseitig einzusenden. Bitte die Beiträge pünktlich abliefern, verspätet eintreffende Sendungen können in der Regel nicht mehr berücksichtigt werden. tr.

Deine Mitgliedsnummer:

Impressum

„Das Tartlauer Wort“ wird im Auftrag der „9. Tartlauer Nachbarschaft“ vom Vorstand herausgegeben und ist keine Publikation im Sinne des Pressegesetzes in der Bundesrepublik Deutschland und dient ebenfalls nur zur Information eines bestimmten Personenkreises.

Verantwortlich: Michael Trein, Im Feldle 22, 7180 Crailsheim, Telefon (079 51) 69 30.

Beitragszahlungen und Spenden an: 9. Tartlauer Nachbarschaft, Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) Kto.-Nr. 69 503-705.

Das „Tartlauer Wort“ erscheint zweimal im Jahr, zu Pfingsten und zu Weihnachten.

Druck: Der Schnelldruckladen, Crailsheim.